

Die Zeitungs Welt

Nr. 50

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Erweckt.

Roman von H. Ger.

(Fortsetzung.)

Die Arbeit in der Schleiferei verrichteten einige Tannengrüner, drei Männer und zwei junge Burschen. Ihnen hatten, da es gerade um die Mittagsstunde war, Angehörige, Frauen und Kinder, Essen gebracht. Auch der Betriebsführer hatte sich mit den Seinen zum Mittagessen niedergelassen. Alle zusammen wurden von dem plötzlich daherschickenden Wasser völlig überrascht. Der Betriebsführer vermochte sich noch mit Frau, Schwiegermutter und vier Kindern in die Schleiferei zu flüchten. Diese selbst konnte, da sie bereits vom Wasser eingeschlossen war, niemand mehr verlassen.

Von den Holzvorräten der Schneidemühle brachte das Wasser ganze Stöße der aufgestapelten Bretter, dann aber auch die schweren, in Bretterlänge geschnittenen und erst noch für die Säge bestimmten Klöße mit. Dem Anprall der letzteren vermochten die Wände des Wohnhauses nicht lange Stand zu halten; eine nach der anderen stürzte ein und schon nach ganz wenigen Minuten fiel das ganze Haus in sich zusammen.

Nun brandeten die Wassermassen gegen die eine Schmalseite der Schleiferei und auch hier fließen die mit großer Wucht ankommenden Hölzer bald die Wand ein. Da aber die Schleiferei im Innern noch feste Pfeiler und Verstrebungen besaß, kam es zunächst zu keinem Einsturz, sondern nur zu einem allmählichen Niedersinken des einen Teiles des Gebäudes.

Eine kurze Strecke unterhalb der Schleiferei rückten die Talwände wieder so weit zusammen, daß nur noch eine enge Schlucht übrig blieb, über der drohend eine Felsmasse hing. Von dem dahinter hochauftretenden Felsmassiv hatte sich die Niesenscholle, wahrscheinlich infolge eines heftigen Erdbebens, völlig abgelöst.

Durch das Geschiebe unter dem Felsen hatte der Wildbach sein Bett gewühlt, dabei aber seitlich soviel stehen lassen, daß die Masse des Felsens noch genügend Auflagefläche behielt, und das Schwergewicht auf der Landseite blieb. Daß die Lage des Felsens eine dauernde Gefahr bedeutete, daran dachte niemand. Er lag seit Menschengezeiten so, und man hatte sich an den Anblick gewöhnt.

Als die hoch aufgelaute Flut des ersten Wolkenbruchs sich mit großer Gewalt durch die Schlucht presste, riß sie soviel von dem Gerölle und Geschiebe, auf dem der Fels ruhte, mit sich fort, daß dieser den Halt verlor. Der über der Tiefe hängende Teil erlangte das Ueber-

gewicht und die ganze Masse stürzte in die Schlucht ab, sie gänzlich versperrend.

Der Aufschlag dieser Milliarden Zentner auf der Sohle der Schlucht war es gewesen, der die Erberschütterung verursacht hatte, die noch in Tannengrün verspürt und allgemein für ein Erdbeben gehalten wurde.

Obgleich sich die dauernden Folgen des Felssturzes nicht übersehen ließen, für den Augenblick brachte er Rettung vor schwerer Gefahr. Vom kleiner Teil ab-

den Talwänden bereits bis dicht an den Hochwald. Nur ein schmaler Streifen Wiese ist noch zwischen Wald und Wasser vorhanden.

Von der Schleiferei ragt nur noch die Hälfte des Daches aus dem Wasser hervor. Die andere Hälfte ist mit den gefallen Wänden weggesunken. Die in der Schleiferei befindlichen Personen waren bis auf den obersten Boden geflüchtet. Dort hatten die Männer von innen das Schindeldach durchschlagen, und waren auf den Dachstuhl aufsteigend. Die Frauen und Kinder schallt mackererschütternd über das Wasser.

Die Tannengrüner, deren Zahl ständig wächst, stehen wie gelähmt an der Talwandung. Feuersbrünste hatten viele der Älteren schon mit durchgemacht; was gegen dieses entfesselte Element zu tun war, wußten sie. Dem Wasser gegenüber waren sie rat- und hilflos.

Wahrscheinlich waren in der Vorzeit schon ähnliche Katastrophen durch Wasser erlebt worden. Und wenn auch die Einzelheiten über Anlaß und Verlauf dieser Vorgänge aus der Erinnerung des lebenden Geschlechtes verschwunden waren, der Eindruck, den sie gemacht hatten, war in dem Sprichwort lebendig geblieben: Feuer ist schlimm, Wasser ist noch hundertmal schlimmer. Und so sehr die Tannengrüner Feuersbrünste fürchteten, weil diese bei den ganz aus Holz errichteten Häusern meist verheerend verließen, vor dem Wasser hegten sie instinktiv eine noch größere Furcht.

Jetzt kommt auch Pfarrer Pauli mit dem Küster. Schnell sammelt er seine Getreuen um sich. „Lasset uns den Herrn um Hilfe anflehen!“ ruft er. „Fräulein Noack, bitte, vereinigen Sie sich mit uns im Gebet! Gott wird seine Kinder nicht verlassen und uns nicht strafen unserer Sünden willen. Wir singen gemeinsam: Aus tiefer Not schrei ich zu Dir, o Herr, erhöhr mein Flehen!“

Doch Dora wendet sich heftig ab. Die gellenden Hilferufe von drüben treffen ihre Nerven wie Peitschenschläge. Dazu das Jammern und Weinen der Frauen und Kinder, deren Angehörige in höchster Lebensgefahr schweben. Wenn nur Helmut da wäre! Hastig fragt sie einen der Männer: „Weiß denn Herr Berg nicht, was hier geschehen ist?“

„Doch, Fräulein! Er war schon zu Pferde hier. Aber er hat nur einen Blick auf das Wasser geworfen, dann hat er sein Pferd herumgerissen und ist im Galopp wieder weggeritten.“



Gräfin d'Agoutz.

geflossen und schon nahte das Wasser des zweiten, der in einem Seitental des Wildbachgrundes niedergegangen war.

Hätte diese Niesenvelle der nun zu einer Wassermasse vereinigten beiden Wolkenbrüche frei durch den Wildbachgrund abfließen können, so würde nicht nur die Schleiferei mit den darin befindlichen Menschen im Nu weggesegt, sondern auch im Unterlauf des Baches, dort, wo an seinen Ufern zahlreiche Dörfer und industrielle Werke lagen, unermesslichen Schaden angerichtet haben.

Dieser Abfluß war nun unmöglich geworden. Das Wasser staute sich vor dem Gemmiss auf, das Tal in einen See verwandelnd. Als Dora den Grund erreicht, steht das Wasser an

„Wieder fortgeritten?“ weiter kommt Dora in ihrem Gedankengange nicht, denn im gleichen Augenblick werden Hufschläge auf der Straße hörbar und eine Stimme schreit laut: „Achtung!“

In schnellster Gangart kommt Helmut angesprengt. Er ist barfuß und barhäuptig, und nur mit Hemd und Hose bekleidet. Um bei etwaigem Schwimmen oder Waten im Wasser durch nichts behindert zu sein, hat er zu Hause alle überflüssige Kleidung abgeworfen. Im Gürtel hat er ein kleines Handbeil stecken; der Ventel, in dem die Frau Kantor sonst ihre Wäscheklammern verwahrt, hängt an seinem linken Arm, und in der rechten Hand trägt er einen der langgestielten Feuerhaken, die nach der Feuerlöschordnung in jedem Hause vorhanden sein sollen, und im Kantorhause auch jeder Zeit bereit gehalten werden.

Gart am Wasser bleibt der Schimmel kutschend stehen. Das brave Tier, dem Helmut ein ganzes Bündel Seile um den Hals gehängt hat, ist auf den bloßen anfeuernden Zuruf seines Reiters mit äußerster Kraftanstrengung gelaufen.

Helmut springt ab und wirft einen prüfenden Blick auf die Wasserfläche. Sie vollführt, wie an den schwimmenden Hölzern zu erkennen ist, eine große kreisende Bewegung, wobei die mitgeführten Holzmassen immer mehr nach der Peripherie der Kreisbewegung getrieben werden.

Sofort reißt Helmut mit seinem Haken eine Anzahl der gerade vorbeitreibenden Bretter auf die Wiege. Dann macht er Jagd auf die vorüberkommenden Klöße. Wenn er sie so mit dem Haken nicht erreichen kann, wartet er bis unter die Arme ins Wasser. In kaum einer Minute hat er über ein Duzend beisammen. Jetzt wirft er den Haken fort, nimmt eines der Bretter und legt es in der Mitte über die Klöße.

Nun versteht Dora, was Helmut beabsichtigt. Schnell ergreift sie den Haken und hält mit ihm die von der Strömung bereits wieder erfassen und auseinandergetriebenen Klöße in einem kreisförmigen Lager. Schnell zieht Helmut das Beil aus dem Gürtel, nimmt eine Hand voll großer Nägel aus dem Ventel und beginnt das Brett auf die Klöße aufzunageln.

Bei all der großen Aufregung, in der Dora sich befindet, überkommt sie doch ein Gefühl der Bewunderung, als sie sieht, mit welcher Schnelligkeit und mit welchem Geschick Helmut jeden Griff vollführt. Auf keinen Nagel gibt er zwei Schläge. Ein einziger, wuchtiger Hieb mit dem Rücken des Beiles treibt mit unfehlbarer Sicherheit jeden Nagel durch das Brett hindurch und in den darunterliegenden Klob.

In den frommen Gesang, den Prediger Pauli, der mit den Seinen auf dem Boden kniet, eben anstimmt, klingen diese sich schnell folgenden und gleich Pistolenschüssen krachenden Beilschläge wie ein häßlicher Mißton.

Als das werdende Floß nach dem Aufnageln des ersten Brettes Verbindung und Festigkeit erlangt hat, daß Helmut sich mit voller Sicherheit auf ihm bewegen kann, geht das Aufnageln von zwei weiteren Brettern an den beiden Enden der Klöße noch schneller vor sich.

Nun rafft Helmut ein halbes Duzend der am Ufer angetriebenen armdicken Knüppel zusammen. Durch zwei Hiebe mit der Schneide des Beiles spißt er jeden keilförmig an. Dann treibt er je drei der Knüppel in den Spalt zwischen den beiden äußersten Klößen der beiden Langseiten des Flosses, daß sie wie Pfähle dastehen, und nagelt gegen die Knüppel noch ein aufrechtstehendes Brett.

Auf diese Weise schafft Helmut wenigstens auf zwei Seiten eine primitive Bordwand. Er weiß zu gut, daß Personen, die ihr Leben nicht auf dem Wasser waren, in der Todesangst die unvernünftigsten Handlungen begehen.

Leicht könnte durch eine schnelle, einseitige Belastung des Flosses dieses halbseitig unter-

tauchen und die darauf befindlichen Personen ins Wasser rutschen. Dem ist nun, wenn auch nur in notdürftigster Weise, vorgebeugt. Im übrigen verspricht das Floß große Tragkraft. Die Stämme, aus denen es gebildet ist, haben lange in Luft und Sonne gelegen, sie sind daher völlig trocken und tauchen nur wenig ins Wasser ein.

Ehe die frommen Sänger den zweiten Vers ihres Liedes geendet haben, ist Helmut mit seinem Flosse fertig.

Jetzt bittet er Dora, es noch einen Augenblick mit dem Haken festzuhalten, springt zu seinem Schimmel und streift diesem das Blindel Seile, das er um den Hals trägt, über den Kopf herunter.

Daß Helmut im Augenblick über so viel Seilwerk verfügt, verdankt er nur dem Umstand, daß er auch bei der Einfuhr des Heues eine Neuerung eingeführt hat, durch die er in einem Viertel der sonst nötigen Zeit das gleiche Quantum Heu auf die Wäden bringt.

Die Entfernung vom Ufer bis zur Schleiferei schätzt Helmut auf hundertachtzig, höchstens zweihundert Meter. Da jedes seiner zwanzig Seile zwölf Meter lang ist, müssen sie, aneinandergebunden, sicher reichen. Schnell nimmt er das Ende des einen Seiles und bindet es an einen der Pfähle des Flosses. Dann ruft er den Lammgrünern zu: „Mach! hier anfassen! Die Seile aufrollen und eines an das andere binden. Aber fest! Ganz fest! Wenn ich drüben bin und das eine Ende am Dache befestigt ist, zieht Ihr das Ganze stramm und bindet das übrigbleibende Ende fest um diesen Baum.“

„Wir verstehen!“ rufen viele Stimmen zugleich. Ein paar Duzend Hände erfassen die Seile, entsalten sie den Weg entlang und vertüpfeln die Enden.

Nun ergreift Helmut noch eines der Seile, bindet es an den Haken und reicht es Dora. So weit er Grund hat, schiebt er mit diesem das Floß auf die Mitte des Wassers zu. Als er den Grund nicht mehr erreichen kann, benützt er das Brett als Ruder. Das geht zwar sehr mühsam, weil er auch die Wirkung der Strömung abwehren muß, aber vorwärts kommt er doch. Vom Dache ist das Hilsegeschrei verstummt; es naht ja Rettung. Mit leidenschaftlicher Erregung verfolgen die am Lande Stehenden das langsame Weitergleiten des Flosses. Nur die frommen Sänger, die eben den dritten Vers ihres Liedes beendet haben, kümmern sich nicht um den Vorgang.

Als Helmut bei der Schleiferei ankommt, reicht er zunächst das Seilende den auf dem Dachfirst sitzenden Männern zu und fordert sie auf, es fest an die Fahnenstange, die zugleich den Blitzableiter trägt, anzubinden. Die beiden vor Angst halb wahnsinnigen jungen Burschen wollen sofort auf das Floß springen, doch Helmut donnert sie an: „Zurück, oder ich werfe Euch ins Wasser! Zuerst die Kinder und die Frauen!“

Schnell zieht Helmut die Kinder aus den Dachöffnungen und legt sie ohne Umstände in der Mitte des Flosses hin, bis alle sechs auf dem Flosse sind. Dann hilft er den vier Frauen aus den Öffnungen heraus und heißt sie rechts und links neben die Kinder knien, damit sie diese in der Mitte haben und im Notfall halten können.

In diesem Augenblick schreien die Männer: „Nimm uns doch mit! Es kracht ununterbrochen im Dach!“

„Nein!“ antwortet Helmut abstoßend. „Mehr dürfen nicht auf das Floß, sonst geht es unter, und Ihr ertrinkt alle zusammen. Bleibt nur ruhig! Ich bin im Augenblick zurück! So lange hält das Dach schon noch, es wird ja vom Wasser mit getragen.“

Jetzt, wo Helmut am Seil einen festen Halt hat, vermag er das Floß schnell durch das Wasser zu treiben, und in wenigen Minuten ist er mit seiner Ladung am Ufer. Schnell springen die Frauen ab, und die Kinder wirft Helmut kurzerhand den am Ufer Stehenden in die Arme. Dann legt er sich mit voller Kraft ins Seil, um schnell die zweite Fahrt zu machen, denn von drüben ertönt erneut Hilsegeschrei. Mit Schrecken sieht Helmut, daß die Gefahr für die auf dem Dache Zurückgebliebenen doch größer ist, als er angenommen hat. Entweder das Wasser steigt noch rapid, oder die Mauern geben nach, denn das Dach sinkt zusehends weg.

Der Gedanke, daß sechs Menschen ertrinken, wenn er nur eine Minute zu spät ankommt, flacht Helmut zu größter Kraftanstrengung auf. Dadurch erlangt das schwere Floß eine Geschwindigkeit, daß er es, als er in die Nähe der Schleiferei kommt, nicht völlig zum Halten bringen kann. Es stößt hart gegen das Dach, das krachend vollends in sich zusammenbricht.

Die auf dem Dache Befindlichen springen und kollern in einem Stümel auf das Floß, und zugleich sieht Helmut, wie durch die Luft etwas auf ihn zukommt. Instinktiv fährt er zur Abwehr mit beiden Händen nach oben. Doch es ist schon zu spät. Die Fahnenstange, die sich bei dem Auseinanderbrechen des Daches aus ihrer Verbindung gelöst und die er mit dem straffgespannten Seil direkt auf sich zu gezogen hat, trifft ihn mit voller Wucht über den Kopf. Er kann den Männern noch zurufen: „Zieht am Seil!“ Dann sinkt er in die Knie und verliert das Bewußtsein.

Am Ufer bemerkt bei dem Durcheinander der auf das Floß springenden Menschen niemand etwas von dem Vorgang. Als das Floß dem Ufer zuschwimmt, schreien viele Stimmen zugleich: „Seid Ihr alle drauf!“ „Jawohl! Jawohl!“ tönt es vom Flosse zurück. Man bricht lautlos Jubel aus. Man lautesten jubelt Dora. Erst als das Floß dem Ufer näher kommt, bemerkt sie, daß Helmut fehlt und gleich darauf sieht sie ihn blutüberströmt auf dem Floß liegen. Ein gellender Schreckensschrei entringt sich ihren Lippen. Jäh bricht der Jubel ab.

Tiefe Gemütsbewegung liegt auf allen Gesichtern, als das Floß landet. Von allen Seiten springen noch Männer hinzu, um Hilfe zu leisten. Man trägt Helmut ein Stück das Ufer hinauf, setzt ihn auf den Boden und lehnt den Oberkörper gegen einen großen Stein. So wie die Männer zurücktreten, wirft sich Dora über ihn und sucht mit ihrem Taschentuche die Blutung zu stillen. Als ihr das nicht gelingt, zieht sie ohne Besinnen ihre weiße Bluse aus, reißt die Aermel in Streifen und bindet sie fest um Helmut's Kopf. Nun hört wenigstens die Blutung auf.

In der allgemeinen Aufregung, die das Rettungswerk verursachte, hat niemand darauf geachtet, daß die Gemitter, die so lange unbeweglich über den Höhen standen, langsam näher gerückt sind. Jetzt segeln einzelne Windstöße durch den Grund, und gleich darauf fällt der Sturm mit orkanartiger Gewalt von den Bergen in die Tiefe, verfannt sich in dem engen Talkeßel, peitscht das Wasser in rasenden Wirbeln hoch und wirft die Bäume nach allen Richtungen, daß sie ächzen und krachen.

Zu diesem Toben kommt auch Helmut wieder zu sich. Als er sieht, daß Dora neben ihm kniet und ihn in ihren Armen hält, lächelt er glücklich. Dann betastet er vorsichtig seinen Kopf und da er in Doras Augen liest, von welcher Angst sie gefoltert wird, zieht er, um sich in dem Draußen vernehmbar zu machen, ihren Kopf dicht an seinen Mund und sagt: „Sei ohne Sorge, Dora! Die Verletzung kann nicht schlimm sein, nur der Schlag hat mich betäubt, und das wird bald vorübergehen.“

Jedes seiner Worte ist Sphärenklang in ihren Ohren. „Ja, Helmut!“ jauchzt sie, und in

dem Freundemannel, der sie überkommt, preßt sie ihre Lippen auf seinen Mund. Glückstrunken schaut sie in seine Augen; sie vergißt, daß fremde Menschen sie umstehen; sie merkt es auch nicht, daß der Aufruhr in der Natur bald wieder nachläßt; nur ein Gedanke, groß und strahlend, erfüllt sie: Er lebt, er bleibt ihr erhalten, er gehört ihr, und sie gehört ihm.

Erst als eine Hand sich auf ihren nackten Arm legt, und Pfarrer Pauli flüstert: „Fräulein Noack! Sie werden ja beobachtet!“ schreckt sie auf. Doch schnell faßt sie sich und sagt fröhlich lachend: „Das ist nicht schlimm, Herr Pauli, Verlobungen werden ja oft vor Zeugen gefeiert.“

„Wer — — — Wer — — — lobung?“

„Nun ja! Sie waren es doch, der mir prophezeit hat, daß mir mein Glück vielleicht näher sei, als ich selbst glaube. Nun habe ich es gefunden, mitten im Sturm und Wetter!“

„Sie wollen sich verloben mit diesem Menschen, dem — — —“

„Dem die Schuhsriemen anzulösen Sie nicht einmal wert sind!“ Zornsprühenden Auges ruft Dora es dem Herrn Prediger zu, daß er zurückweicht, als ob er einen Schlag erhalten hätte.

Eine Frau bringt Dora ihren Mantel, den sie fortgeworfen hatte, als sie Helmut Hilfe leistete. Jetzt denkt sie auch erst daran, daß sie im bloßen Mieder vor den Leuten steht. Doch Helmut ist noch dünner bekleidet und obendrein völlig naß. Schnell wickelt sie ihn mit ihrem Mantel ein. „Dann nehmen Sie wenigstens dieses hier,“ sagt die Frau, Dora ihr Tuch um die Schultern legend. „Ich habe noch eine Jacke und kann es entbehren.“

Die Männer haben inzwischen eine kleine Beratung abgehalten. Jetzt kommt einer eilig zu Helmut und sagt: „Wir wollen den Schimmel schnell nach dem Kantorenhaus treiben, dort an den Wagen spannen und mit dem Wagen zurückkommen und Dich heimfahren, Helmut.“

„Das wird kaum nötig sein,“ meint Helmut, sich mit Doras Hilfe langsam aufrichtend. „Ich fühle mich schon wohler.“

„Nein! Nein!“ protestiert Dora. „Der Weg ist viel zu weit für Dich, Helmut. Lasse mir den Wagen holen, der Vorschlag ist ganz vernünftig.“

„Da kommt gerade ein Wagen,“ ruft eine Frau. „Vielleicht kann der gleich benützt werden. Weiter kann er hier doch nicht. Er muß so wie so nach Tannengrün zurück.“

Eine Minute später hält der Wagen und Doktor Bauer springt vom Vock. Das Sturmläuten war bei der Windstille auch in Waldesrieden deutlich gehört worden. Da es ungewöhnlich lange anhält, war der Doktor unruhig geworden, hatte anspannen lassen und war im Trab nach Tannengrün gejagt. Als er hier hörte, daß im Wildbachgrund ein Unglück geschehen sei und Menschenleben in Gefahr schwebten, war er gleich weiter nach dem Grund gefahren.

„O, Sie kommen wie bestellt, Herr Doktor,“ ruft ihm Dora freudig entgegen.

Doktor Bauer betrachtet nur einen Moment das völlig veränderte Bild, das der Grund jetzt bietet, dann wendet er sich schnell Helmut zu. Ohne ein Wort zu verlieren, oder eine Frage zu stellen nach den Vorgängen, die sich hier eben abgespielt haben mußten, hilft er Helmut sofort in den Wagen, bittet Dora ebenfalls im Wagen Platz zu nehmen, steigt auf den Vock und fährt nach Tannengrün zurück.

Frau Kantor war, solange das Gewitter drohte, besorgt im Hause geblieben. Nun es vorüber ist, schickt auch sie sich an, nach dem Grund zu gehen. Sie ist jedoch kaum zehn Schritte vom Hause weg, als ihr Doktor Bauer mit seinem Wagen entgegentritt. „Du kommst zu spät, Mutter,“ ruft Helmut schnell, „die Vorstellung ist vorüber.“

„Aber Du scheinst ordentlich was dabei abzukommen zu haben,“ antwortet die Frau Kantor, als sie Helmut mit verbundenem Kopf sieht.

„Nicht schlimm, Mutter! Nur ein kleiner Schmarren über den Kopf!“

Schnell hilft der Doktor Helmut aus dem Wagen und führt ihn in die Stube. Einen Augenblick später bringt die Frau Kantor auch schon den stets bereit stehenden Verbandkasten für erste Hilfe.

„Dereliche Sache, wenn so etwas im Hause ist!“ sagt der Doktor. Vorsichtig entfernt er die von Dora angelegten Bandagen, wäscht die Wunde sauber aus und legt einen regelrechten antiseptischen Verband an. „Die Wunde hat nichts zu bedenten,“ jagt er, „wir müssen nur schnell der Geschwulst zu Leibe gehen, damit sie nicht noch größer wird. Eis ist wohl in Tannengrün nicht aufzutreiben?“

„Doch,“ antwortet die Frau Kantor. „Wir haben ja selbst einen kleinen Eiskeller, um im Sommer unsere Butter frisch zu erhalten.“

„Desto besser! Eine Mase ist, wie ich sehe, im Kasten, also alles, was wir brauchen, vorhanden.“

Frau Kantor eilt hinaus, um Eis zu holen, und Doktor Bauer sagt mit leichtem Lächeln zu Helmut und Dora: „Nun darf man wohl gratulieren?“ Die zärtlich besorgte Art, mit der Dora während der Fahrt Helmut in ihren Armen hielt, hatte ihm genug gesagt. Dora wird blutrot, und Doktor Bauer fährt schnell fort: „In allem Vertrauen natürlich!“ Dann schüttelt er beiden die Hand und sagt: „Wenn ich jemals in meinem Leben zwei jungen Menschen von Herzen Glück gewünscht habe, dann Ihnen!“

Nach wenigen Minuten kommt Frau Kantor mit einer Schüssel Eis zurück. Doktor Bauer füllt denbeutel mit kleinen Stücken, legt noch eine Wattelage auf die Wunde und denbeutel darauf. „So, jetzt ist alles in Ordnung, und nichts weiter nötig, als daß Sie einige Tage hübsch Ruhe halten. Am Tage können Sie im Lehnstuhl sitzen, müssen aber immer Eis auflegen, bis die Geschwulst zurückgegangen ist. Jede Aufregung meiden Sie. Nur wir dürfen Sie jetzt noch mit zwei Worten sagen, was im Grund eigentlich passiert ist. Wahrscheinlich weiß es Ihre Frau Mutter auch noch nicht, und wenn ich nach Hause komme, bilden meine Patienten gewiß auf der Veranda eine kleine Volksversammlung und verlangen Verichterstattung.“

Sturz und schlicht erzählt Helmut, was sich im Grunde zugetragen hat. Nachdem er geendet, sagt Dora rasch und mit erglühendem Gesicht: „Nein, nein, Herr Doktor, so war es nicht! Es war ganz anders! Herr Berg erzählt gerade so, als ob er weitab gestanden und zugehört hätte. In Wirklichkeit hat er, soweit es sich um die Rettung der Menschen handelte, alles gemacht. Wenn er nicht Rat gewußt hätte, wären die armen Leute alle jämmerlich ertrunken!“

„Nein, nein, Herr Doktor,“ entgegnet Helmut, Doras eifrige Sprechweise nachahmend, „so war es nicht! Es war ganz anders! Ich sage Ihnen, ich wäre jetzt mit dem Bau meines Kloffes noch nicht fertig, wenn mir Fräulein Noack nicht an die Hand gegangen wäre.“

Doktor Bauer lacht laut auf. „Nun weiß ich genug! Adieu, mein lieber Herr Berg! Also streng meine Anweisung befolgen! Adieu, Fräulein Noack! Leben Sie wohl, Frau Kantor! Wenn sich etwa, was ich zwar für ausgeschlossen halte, Fieber zeigen sollte, dann geben Sie mir augenblicklich Nachricht!“

Helmut und seine Mutter danken Doktor Bauer noch herzlich für seine Hilfeleistung, dann begleitet die Frau Kantor den Doktor bis an seinen Wagen.

Als Dora mit Helmut allein ist, umschlingt sie ihn mit ihren Armen, küßt ihn und sagt: „So, mein Herz, jetzt wirst Du schleunigst die nassen Sachen ablegen und trockene Wäsche anziehen. Ich werde inzwischen nach dem Forsthaus sprin-

gen. Sildebrands werden wohl mit Mama bald zurückkommen, oder sind vielleicht schon zurückgekehrt. Und wenn ich nicht zu Hause bin, ist Mama in Sorge um mich. Am Abend komme ich noch einmal heran, um zu hören, wie es Dir geht.“

Dora hatte kein falsches Wort gebraucht, als sie sagte, sie wolle nach dem Forsthaus springen. Abichtlich wählt sie den längeren Weg durch den Wald. Sie muß sich erst einmal Luft machen. Und als sie sich unbeobachtet weiß, wirringt und jubiliert sie, wie ein ausgelassenes Kind.

Ihre Annahme, daß die Sildebrands mit ihrer Mutter möglicherweise schon zurück sein würden, war zutreffend. Der Oberförster war bei der Vernehmung mit einem Verweis davongekommen, weil er als königlicher Beamter seinen Verkehr mit anderen Personen nicht sorgfältig genug gewählt hatte. Bei der Ankunft im Hofe hören die Heimkehrenden von dem Mädchen, daß im Grunde etwas Besonderes passiert sein müsse, daß Fräulein Noack auch hingegangen und noch nicht zurückgekehrt sei.

Sofort wendet der Oberförster den Wagen, um nach dem Grunde zu fahren. Ehe er jedoch den Torweg wieder passieren kann, kommt Dora von draußen herein. Schnell erzählt sie den dreien, was sich im Grunde alles ereignet. Bei ihren lebhaften Bewegungen öffnet sich auch ihr Lodenmantel. Da fährt Frau Noack ganz entsetzt: „Mund, wie siehst Du aus! Du bist ja ohne Nase, und über und über mit Blut bedeckt!“

„Nal nichts zu bedenten, Mama,“ antwortet Dora fröhlich. „Wie das zusammenhängt, erzähle ich Dir alles noch.“

Nun steigen die beiden Frauen ab, und der Oberförster, dem es keine Ruhe läßt, bis er die wunderbare Veränderung, die in seinem Revier eingetreten ist, mit eigenen Augen gesehen hat, fährt allein nach dem Grund.

Dora begleitet ihre Mutter auf deren Zimmer, und so wie sich die Tür hinter beiden geschlossen hat, fällt sie ihr weinend um den Hals und weint und lacht, und lacht und weint wie närrisch. Erst ist Frau Noack über das Gebaren ihrer Tochter starr vor Ueberraschung, dann errät sie, was außer dem Ereignis noch passiert ist. Nun steigen auch ihr die Tränen in die Augen; sie umarmt Dora, küßt sie zärtlich und sagt mit vor Mühsung erstickter Stimme: „Mein liebes, liebes Kind, diesmal wirst Du glücklich werden!“

„Ja, Mama, ja!“ jauchzt Dora, „das weiß ich. Und deshalb kann ich mich vor Freude nicht lassen. Und ich werde auch nie, nie mehr an das denken, was hinter mir liegt.“ Und nun, nachdem sie sich etwas beruhigt hat, erzählt sie ihrer Mutter mit leuchtenden Augen erst ausführlich, wie wunderbar geschieht Helmut die Rettung ausgeführt hat, wie sie sich selbst nicht mehr meißern konnte, und wie sie ihn, als er am Leben zurückgekehrt war, vor allen Leuten geküßt hat.

„O weh!“ jagt Frau Noack mit lustiger Neckerei. „Du hast ihn zuerst geküßt? Wasse auf, nun wird er später sagen. Du habest ihn, als er in hilflosem Zustande war, mit Wechlag belegt, und seiner goldenen Freiheit beraubt.“

„Pini, Mama, wie kannst Du so etwas denken und sagen!“

Doch Frau Noack lacht über die Empörung ihrer Tochter, bis ihr die Tränen aus den Augen laufen, nimmt Dora um die Taille und schwingt sie herum, bis auch sie wieder fröhlich mitlacht.

Mitten in dieser Fröhlichkeit kommt Frau Noack ein Gedanke. Sie stellt Dora vor sich hin und sagt: „Jetzt höre mal, Du Schelm! Niemand, der sich für einen großen Seelenkennner hält, hat mir gegenüber steif und fest behauptet, zwischen Dir und Helmut müßten bereits früher Beziehungen irgend welcher Art bestanden haben. Ist das richtig?“

(Zerzählung folgt.)

Aquariumwissenschaft.

Der Makropode.

Von Rich. Kadler.

Von den nach Europa eingeführten exotischen Aquarien-Fierfischen nimmt neben dem Goldfisch unstreitig der Makropode oder Großflosser (*Macropodus viridi-auratus*) eine dominierende Stellung ein. Namentlich die leichte Möglichkeit der Züchtung im Zimmeraquarium und seine prächtige Färbung hat in ihm dem Goldfisch einen Nivalen erstehen lassen. Die Heimat des Makropoden ist wie die des Goldfisches Ostasien. In den Sümpfen und Gräben der Reisfelder Chinas und Formosa kommt er in ungeheuren Mengen vor. Eingeführt in Europa wurde er zum erstenmal im Jahre 1869, und zwar in Frankreich. Sieben Jahre später kam der Fisch erst in Deutschland zur Ausstellung.

Jahrelang war der Preis der Makropoden im Handel ein für minderbemittelte Volksklassen unerschwinglicher. Für ein einziges Exemplar wurden 20—25 Mk., für besonders prächtige sogar noch mehr gefordert und bezahlt. Manche Fischzüchtereien betrieben dann die Zucht im großen. Immer erheblichere Mengen des Großflossers wurden auf dem Absatzmarkt angeboten. Da die Nachfrage eine beschränkte war, sank der Preis des Fisches mit dem vermehrten Angebot ständig tiefer. Heute kann man schon in fast jeder Aquarienhandlung ein gutes Zuchtpärchen für 1,50—2 Mk. erstehen. Jüngere Exemplare bekommt man schon für den billigen Preis von 20 bis 30 Pf.

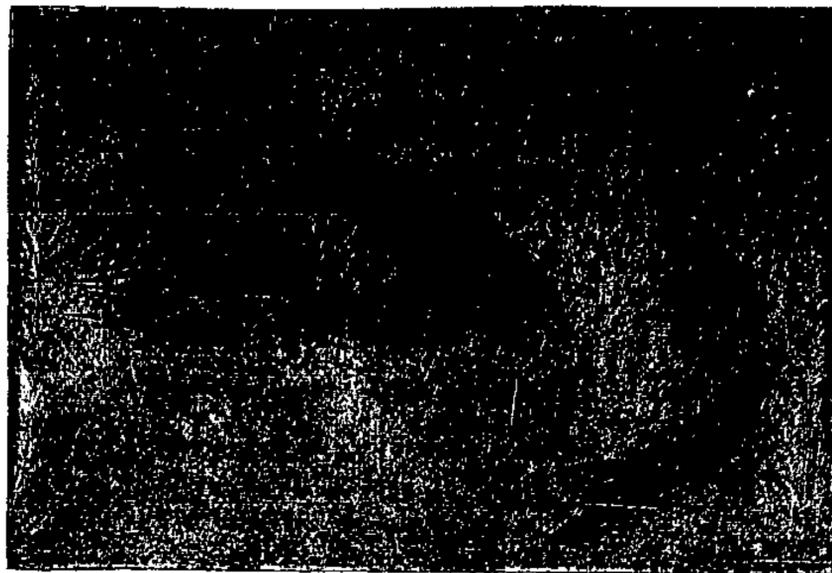
Der Makropode gehört zur Familie der sogenannten Labyrinthfische, die befähigt sind, längere Zeit im Schlamm oder außerhalb des Wassers zu leben. Sie haben in einer Nebenkiemenhöhle ein blätteriges Organ zu liegen, das, von einer Schleimhaut umgeben, von zahlreichen Blutäderchen durchzogen ist und die Aufgabe besitzt, aus der atmosphärischen Luft dem Blute Sauerstoff zuzuführen. Die Fische sind daher in-stande, sowohl aus dem Wasser vermittelst der Kiemen, als auch aus der Luft durch das Labyrinth den Sauerstoff zu absorbieren. Hieraus erklärt sich auch, daß der Makropode in den kleinsten Behältern aushält, während andere Fische darin bald wegen des eintretenden Sauerstoffmangels zu Grunde gehen. Es ist aber zu empfehlen, für die Unterbringung der Tiere größere Behälter zu verwenden.

Der Körper des Makropoden ist etwa dreimal so lang als breit, schlank und seitlich zusammengedrückt. Er erreicht eine Gesamtlänge von 10 bis 12 Zentimetern, wovon aber die Hälfte auf das Flossenwerk entfällt. Die Rückenflosse hat im vorderen Teile 13 stachelige, im hinteren Teile 6 oder 7 weiche Strahlen, die Afterflosse 16 bis 17 harte und 15 weiche Strahlen. Der erste weiche Strahl der Bauchflossen, die hinteren Strahlen der After- und Rückenflosse, sowie die oberen und unteren der halbmondförmigen Schwanzflosse sind stark verlängert und beim Männchen zu langen Spitzen ausgezogen. Bei der Färbung des Makropoden spielt die Jahreszeit, Temperatur des Wassers und Erregung eine große Rolle. Die Grundfarbe des Körpers ist bei den Männchen, die ein stattlicheres Flossenwerk und ein breiteres wulstiges Maul besitzen, ein grünlich getöntes Braun oder Grau, das in senkrechter Richtung von blaugrünen und roten Streifen durchzogen wird, die je nach den erwähnten Einflüssen matt oder intensiv leuchtend hervortreten. Die rötlich-braunen Flossen sind dunkel gefärbt, strahlenförmig von roten und blauen Streifen durch-

zogen. Der Rand ist von einem blauen Saum umgeben. Die fadenförmig verlängerten ersten Bauchflossenstrahlen sind orange- oder hochrot gefärbt. Der Kopf, vordere Teil des Rückens und Bauches sind grau und unregelmäßig schwarz bestreift. Die Kiemendeckel schillern blaugrün. Die Weibchen zeigen einen helleren grauen Grundton, der senkrecht nur von roten Strahlen durchzogen ist. Das Flossenwerk ist bei ihnen auch weniger stark entwickelt, das Maul mehr zugespitzt.

An seine Nahrung stellt der Makropode wenig Ansprüche. Während der Sommerzeit füttert man ihn mit den in jedem Tümpel zu findenden Wasserflöhen (Daphnien), Hüpflingen (Cyclops), Muschelkrebschen (Cypris) und Würmlarven; auch die Froschlurven (Maulquappen) eignen sich zur Nahrung für größere Makropoden.

In der kälteren Jahreszeit läßt die Fresslust eine Wenigkeit nach; man reicht dann in Ermangelung lebenden Futters den Fischen geschabtes rohes mageres Rindfleisch oder gehackte Regenwürmer, die vorher gebrüht werden. Letztere kann man den Winter über sehr leicht in Gefäßen halten, die mit Lauberde und einem Zusatz von Kaffeegrund gefüllt sind. Geeignete Trockenfutter kann man in Aquarienhand-



Makropoden.

lungen erhalten. Abwechslung im Futter trägt zur Gesunderhaltung der Fische sehr bei. Semmel, Brot, Oblaten oder Ameisenpuppen frißt der Makropode nicht, da er ein Raubfisch ist. Man darf ihn deshalb auch nicht mit friedliebenden Aquarienfischen zusammenhalten. Unter sich fechten die Makropoden manchen heißen Kampf aus. Mit gespreizten Flossen und am ganzen Körper zitternd, umkreisen sie sich, um dann aufeinander loszufahren, bis der Schwächere mit zerfetztem Maul und Flossenwerk ins Pflanzendickicht flüchtet.

Ansprüche an die Temperatur stellt der Makropode nicht in sehr hohem Maße. Im Sommer genügt ihm die von der Sonne gespendete Wärme, im Winter fühlt er sich im ungeheizten Aquarium noch wohl, wenn das Wasser mindestens 12 Grad Celsius besitzt. Einen plötzlichen Temperaturwechsel kann er jedoch nicht vertragen. Am wohlsten fühlt er sich in recht altem Wasser. Wird er in frisches Wasser gesetzt, so erkaltet er sich, der Körper überzieht sich mit einem weißen, schwammartigen Pilze, die Bewegung der Flossen wird behindert, so daß der Fisch nicht mehr schwimmen kann; der Pilz ergreift dann Besitz von den Kiemen, die Atmung kann nicht mehr vor sich gehen, der Fisch erstickt. Im Winter nimmt man daher am besten das Aquarium vom Fenster fort und stellt es während der Nachtzeit an den geheizten Ofen. Ist dieses doch mal übersehen worden und zeigen sich auf dem Körper des Fisches die Pilze, dann setze man den Makropoden in ein kleines Gefäß,

dessen Wasser aber alt sein und die gleiche Temperatur haben muß, wie das, in welchem er sich befindet, und stelle dieses, nachdem man noch eine Messerspitze voll Salz hineingetan, an einen dunklen Ort, wo sich das Wasser langsam bis zu 30 Grad Celsius erwärmen kann. Nach einigen Tagen ist der Fisch, sofern die Krankheit nicht schon zu weit vorgeschritten war, genesen. Der Makropode kann ein Alter von 6—8 Jahren erreichen.

Zuchtfähig ist er vom 1. bis zum 5. Jahre. Will man ihn zur Zucht bringen, so empfiehlt es sich, nur ein Zuchtpaar in ein Aquarium zu setzen, das mindestens 8—10 Liter Wassermenge hat und möglichst zeitig eingerichtet werden muß.

Für die Aufzucht der Jungbrut ist nämlich das Vorhandensein von Infusorien (nur mit einem Vergrößerungsglase wahrnehmbare Lebewesen) erforderlich. Sie müssen sich in großer Zahl entwickeln können. Der Boden des Aquariums wird zunächst mit einer in gleichen Teilen aus Lehm und Moorerde bestehenden Schicht belegt, auf die gewaschener Fluß- oder Seesand gedeckt wird. Und zwar bringt man diese Bodenlage so an, daß sie nach drei Seiten hin erhöht ist. In der tiefer gelegenen Ecke sammelt sich der Schmutz, den man leicht mit einem Schlauch oder Schlammheber entfernen kann. Dann bepflanzt man das Aquarium. Am besten eignen sich dazu die dichtblättrige Wasserpest, Taufendblatt, Sumpfschraube und Haarnixe, von denen man in jeder Fischhandlung einige Exemplare für einige Groschen erhält. Nachdem man vorsichtig das Wasser hineingefüllt hat, so daß sich der Grund nicht aufwühlt, läßt man den Behälter zwei bis vier Wochen leer stehen. Erst dann werden die Fische in das Wasser gebracht. In dieser Zeit ist das Wasser abgestanden (temperiert) und auch die Pflanzen haben Wurzeln getrieben. Als Schwimmpflanze ist das schwimmende Lebermoos zu erwähnen. In dessen Polster entwickeln sich ungeheure Mengen von Infusorien, auch bietet es den Jungtieren willkommene Verstecke. Wasserschnellen verbanne man gänzlich aus dem Makro-

podenbehälter, da sie einen großen Teil der Infusorien aufzehren und auch das Brutnest zerstören. Als Standort wähle man für das Aquarium möglichst ein nach Süden oder Osten gelegenes Fenster. Wenn man diesen bescheidenen Ansprüchen in bezug auf Behälter, Temperatur und Futter genügt, wird man seine helle Freude am Makropoden erleben. Er lernt seinen Pfleger gut kennen. Ja, er frißt ihm aus der Hand! Hält man eine Fliege oder einen Regenwurm einige Zentimeter über die Wasseroberfläche, so springt er aus dem Wasser heraus und erhascht im Sprunge das Eingehaltene.

Im ungeheizten Aquarium schreitet der Makropode im Mai—Juni zum Nestbau und zur Fortpflanzung. Es gibt wohl für den Aquariennehmer kein interessanteres Vergnügen, als den Liebesspielen und dem Laichgeschäft der Fische zuzuschauen zu können. Wie ein Tiroler Bua sein Dirndl umtanzt, so umschwimmt unter possierlichen Bewegungen das Männchen das ferrengrade dastehende Weibchen. Dann fassen sie sich mit den Schnauzen gegenseitig und schwimmen so mehreremal im Kreise umher, um mit einem Ruck auseinanderzufahren und — das Spiel von neuem zu wiederholen. Die Farbenpracht des Männchens erreicht hierbei eine Höhe, wie sie bei unseren einheimischen Fischen noch nie beobachtet worden ist. Körper und Flossen leuchten wie mit Edelsteinen übergossen. Der Leib des Weibchens schwillt nun von den reisenden Eiern an, das Männchen macht sich jetzt an den Nestbau. Fortwährend steigt es an die



Cosima Wagner (1864).

Oberfläche des Wassers, schnappt Luft und stößt sie in kleinen, von einem schleimigen Speichel umgebenen Bläschen wieder aus. Auf diese Weise entsteht in einigen Stunden, meistens in der Nacht, unter einem Schwimmblatt oder in einer Ecke des Aquariums ein Schaumnest in Sandtellergröße, das 1 bis 2 Zentimeter über den Wasserspiegel ragt. Nach der Vollendung des Nestes erfolgt die Paarung unter Wiederholung der Liebesspiele, indem das Männchen, hufeisenförmig zusammengedrückt, in zitternder Erregung das Weibchen umschlingt und durch den ausgeübten Druck bei diesem 10 bis 20 einen Millimeter im Durchmesser starke, weißlich-gelbe Eier heranstreut. Sie gleiten an der Afteröffnung des Männchens vorüber, wo die Befruchtung erfolgt. Die Eier, welche spezifisch leichter sind als das Wasser, steigen dann in die Höhe unter das Schaumnest. Etwa durch die Bewegungen der Fische vorbeigetriebene Laichkörner werden von dem Männchen mit dem Maul gesammelt und in das Nest gespien. Dieser Vorgang wiederholt sich ungefähr 12 bis 20mal, so daß die Zahl der Eier 200 bis 500 beträgt. Und nun gibt sich das Männchen ganz der Brutpflege hin. Das Nest wird von ihm bewacht und behütet, das sich etwa nähernde Weibchen mit Wissen fortgetrieben, die Schaumbläschen des Nestes werden erneuert und aus ihm herauspurzelnde Junge von dem Vater

mit dem Mause gefangen und in das Nest zurückgespien. Unermüdet ist er tätig. Nach 48 Stunden schlüpfen bereits die Jungen aus. Sie tragen 3 bis 8 Tage lang noch einen Dottersack. Ist er aufgezehrt, dann gehen sie auf die Nahrungssuche; sie schwärmen aus. Nun ist es an der Zeit, das Männchen aus dem Vassin herauszunehmen. Das Weibchen muß gleich nach dem Laichakt herausgefangen werden. Die grausame Mutter tut sich sonst an ihren eigenen Kindern gütlich. Hat man die beiden Alten jetzt kräftig gefüttert, dann schreiten sie in kurzer Zeit bald wieder zur Fortpflanzung, im Jahre drei- bis achtmal; doch sind bei öfterem Abblachen die letzten Nachkommenschaften nicht mehr so lebensfähig, und werden die alten Fische zu sehr geschwächt.

Bei der Aufzucht der Jungen verfährt man am besten, wenn sie in möglichst viele kleinere Behälter (Einnachegläser) verteilt werden, die natürlich auch ganz altes Wasser enthalten müssen, in das man abgebrochene Pflanzenteile geworfen hat, so daß sich recht viele Infusorien entwickeln konnten. Doch bald wird die Nahrung aufgezehrt sein, was man mittels eines Mikroskops feststellen kann. Dann füttert man die jungen Tierchen mit einem Fischfutter, das so fein wie Mehl ist, oder man streut auf die Ober-



Stabine Olivier.

gingen verteidigt. Er stammt aus einer in mancher Hinsicht interessanten Familie. Sein Vater war ein bekannter und gesinnungstreuer Republikaner, in dessen Haus viele berühmte Männer aus- und eingingen. Emile Olivier hatte in erster Ehe eine Tochter Lizts und der geistvollen Gräfin d'Agoult geheiratet. Eine alte Freundin*, die lange Jahre in dem Hause Olivier lebte, hat mir viel von der Familie erzählt.

Von ihr stammen auch die sehr seltenen Bilder, die sie mir zur Veröffentlichung zur Verfügung stellte.

Alt kann man sie kaum nennen, meine alte Freundin, trotz ihrer 70 Jahre und ihrer schneeweißen Locken. Denn die weißen Locken überschatteten ein paar lebhaft dunkle Augen, die bald feurig, bald schelmisch funkelten, ein feingebogenes Näschen und einen Mund, der allezeit zum Lachen und Scherzen bereit ist. Nein, alt ist nicht, wer so heiter sein kann mit den Fröhlichen, so jung mit der Jugend. Freilich, die einst schlauke Taille ist in die Breite gegangen, zu ihrem großen Stummer. Denn kokett ist sie heute noch; „Alte Leute müssen auf sich

* Neugierigen Lesern dürfen wir verraten, daß die alte Freundin der Verfasserin die Schwester des 1894 verstorbenen Dichters und Kunstkritikers Ludwig Pfau, Fräulein Marie Pfau in Stuttgart ist. Red. d. „Neuen Welt“.



Aristide Olivier.

fläche des Wassers in der Sonne getrocknete und durch ein Kaffeesieb feingeriebene Salatblätter, aus denen sich in kurzer Zeit zahlreiche Infusorien bilden. Sind die Fischchen größer geworden, so kann man ihnen kleine Wasserflöhe und eine größere Futterförmung reichen.

Unter Beobachtung der vorstehenden Regeln kann man in einem Vierteljahr eine große Anzahl der jungen Fischchen großziehen.



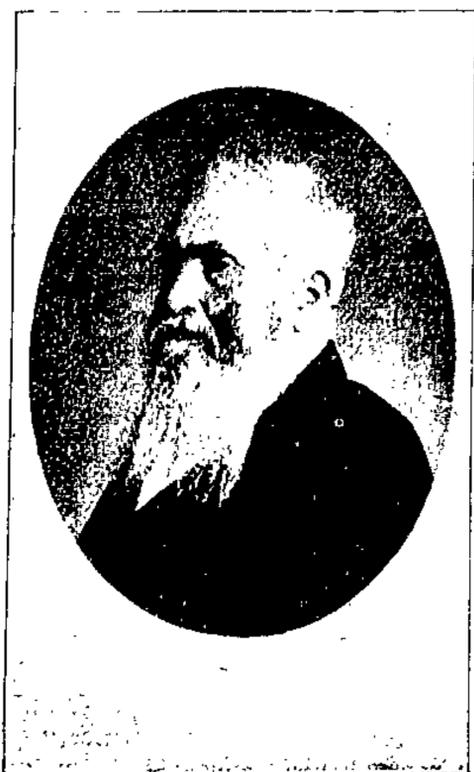
Aus den Erinnerungen meiner alten Freundin.

Von Anna Bloss.

Durch das Werk, das die französische Republik über den Krieg von 1870/71 veröffentlicht, lenkt sich die Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße auf den Minister Napoleons III., Emile Olivier, der so „leichten Herzens“ sich in den für Frankreich so unglücklichen Krieg stürzte. Emile Olivier lebt noch als hoher Achtziger in Paris und veröffentlicht häufig Erinnerungen aus seiner Ministerzeit, in der er sich gegen die ihn betreffenden Anschuldi-



Pierre Leroux.



Demosthene Olivier.

hatten", meint sie. „Die Jugend hat das nicht so nötig!“ Jeder, der sie sieht, denkt: „Welch kluges liebes Frauenantlitz!“ Ihren Herzensroman kann ich nicht schreiben, denn ich kenne ihn nicht. Wenn man sie danach fragt, dann lacht meine alte Freundin spitzbübisch: „So häßlich war ich doch nicht, daß mich nie einer gemocht hätte.“

Aber ihr Herzensroman bleibt ihr Geheimnis. Ihre Lebensgeschichte ist auch ohne dies interessant genug.

Es war ihr nicht an der Wiege gejunzen, daß das Leben ihr so viel Schweres auferlegen würde. Als Nesthäkchen und Nachblümmling wurde das Mariele mit Jubel begrüßt von den Eltern und den viel älteren Brüdern. Ihr Vater war ein wohlhabender Gärtner in einem schwäbischen Städtchen, in dem es immer fröhlich zuzuging, am fröhlichsten aber zur Zeit der Weinlese. Der „Herbst“ ist auch heute noch die schönste Kindheits Erinnerung meiner alten Freundin. Unter Blumen wuchs das kleine Mädchen auf, und noch heute sind ihr Blumen lieb wie Kinder. Niemand versteht so, Pflanzen zu pflegen und Blumensträuße zu binden wie sie. Das liegt ihr im Blut, denn gelernt hat sie es nie. Die fröhliche Kinderzeit fand ein jähes Ende. Das Jahr 1848 kam, und mit ihm wurde das Glück der Gärtnerfamilie zerstört. Das vorher so blühende Geschäft ging mehr und mehr zurück und mußte schließlich mit großen Verlusten verkauft werden. Der Vater ging nach Amerika, wo er seiner Familie eine neue Existenz zu gründen hoffte. Die Brüder hatten sich an der politischen Bewegung beteiligt und mußten flüchten. Das Mariele blieb mit seiner Mutter allein zurück und bald kam die traurige Nachricht, daß der Vater in Amerika einen allzu frühen Tod gefunden hatte. Die arme Frau wurde fast schwermütig, um so mehr, als ihre Existenzmittel so gering waren, daß sie sich von ihrem Töchterchen trennen mußte. Sie fand bei Verwandten Unterkunft. Für das bis dahin mit Liebe so verwöhnte Mädchen begann nun das Wanderleben, das erst in ihren letzten Lebensjahren ein Ende fand. In Erziehungsanstalten, bei Verwandten und Bekannten wurde das Kind herumgeschickt. Nirgends fand es die Liebe, nach der sein kleines Herz verlangte. Sie, die so gern gespielt und geträumt hatte, wurde viel zu früh zu allerhand Dienstleistungen herangezogen.

Wie gern hätte sie gelernt und ihren lebhaften Geist fortgebildet, aber sehr bald mußte sie die Schule verlassen und praktisch tätig sein, um so früh als möglich Geld zu verdienen. Die Sehnsucht nach ihrer Mutter verzehrte sie fast, aber niemand fragte danach. Die ganze Woche mußte sie über ihr Nähzeug gebücht sitzen.

Ihre einzige Freude waren die Sonntage, an denen sie erst mit der heimlich geretteten Puppe spielte und später alle Bücher verschlang, die ihr in die Hände kamen. Sie war eben erwachsen, als ihr Bruder, einer der bekanntesten Freiheitsdichter, sie nach Paris rief, wo er im Exil lebte. Dieser Aufenthalt in Paris ist der Lichtpunkt im Leben meiner alten Freundin. Hier endlich fand ihr Geist, den man so künstlich hatte hungern lassen, Anregung und Nahrung. In einen Kreis bedeutender Geister jener Zeit kam das junge Mädchen, das bis dahin immer nur Arbeit und Sorge gekannt hatte. Sie blühte auf wie eine Blume, die nach langer Trockenheit Wasser bekommt. Ein Reliefbild aus jener Zeit zeigt ihr Lockenköpfchen, das an Goethes Seidenröslein erinnert, in seiner frischen Herrlichkeit. Richard Wagner und seine erste Frau, Marschner, der Komponist der Oper Hans Heiling, Franz Liszt und seine interessante Freundin, die Gräfin d'Agoult mit ihren Kindern, Moritz Hartmann, und viele andere, bildeten den Verkehr der Geschwister. Viele von ihnen mußten

ein recht beschränktes Zigeunerleben führen, aber wenn Wagner eine seiner Kompositionen spielte, oder einer der jungen Dichter ein neues feuriges Poem las, oder wenn es hinaus ging in die herrliche Umgebung von Paris oder zu einem der Kunstgenossen der Seinestadt, dann erlebten dem jungen Mädchen das Leben so herrlich, daß sie mit niemand hätte tauschen mögen. Freilich war auch die Existenz des Bruders keine sichere, und die schöne Zeit ging bald zu Ende. Sie hatte innige Freundschaft geschlossen mit Blandine Olivier, der Tochter Liszts und der Gräfin d'Agoult, die unter dem Namen Daniel Stern historische Werke veröffentlichte. Man kann fragen, wie es kam, daß dies aristokratische und bürgerliche demokratische Milieu sich mit einander vertrugen. Die große Seele Liszts war völlig frei von politischen Vorurteilen; hat er doch auch die Aufführung des „Lohengrin“ in Weimar durchgesetzt zu einer Zeit, als Richard Wagner noch ein wegen seiner Teilnahme am Dresdner Maiaufstand steckbrieflich verfolgter Flüchtling war. Auch die Gräfin d'Agoult hat in allen ihren historischen Werken eine entschieden demokratische Gesinnung betätigt.

Ihre älteste Tochter Cosima war die Gattin Hans von Bülow's. Blandine hatte Emile Oli-

Die Wahrheitssonne.*

Man kann die Sonne nicht verbunkeln,
Sie steht zu hoch, sie steht zu weit,
Sie wirft ihr Licht mit vollen Händen
Sinaus in alle Ewigkeit.

Man kann die Meeresflut nicht bannen,
Sie reicht zu tief, sie reicht zu weit,
Sie wirft den Schaum der Wogenberge
An alle Küsten, weit und breit.

Man kann die Wahrheit nicht verbunkeln,
Die Flut der Wahrheit dämmen nicht,
Mit Windeswehn und Strahlenfunkeln
Sie Bahn sich durch die Wolken bricht.

Man kann sich wohl vor ihr verbergen,
Doch leben kann man nur durch sie,
Sie ist die Sonne unseres Lebens,
Die uns der Seele Blut verleiht.

W. E. Rosenberg.

bier, den späteren Minister Napoleons III., geheiratet. Sie sah ihrer Entbindung entgegen und bat meine alte Freundin um ihre Begleitung nach St. Tropez, das an der Rhone-Mündung gelegene Gut ihres Schwiegervaters Demosthene Olivier. Dieser war ein ganz in der Tradition der großen Revolution lebender Kaufmann, der 1848 zur Nationalversammlung deputiert wurde und sich dort der Bergpartei angeschlossen.

Einer seiner Söhne, Kristide, war in einem politischen Duell, das er sich durch sein republikanisches Ungestüm zuzog, gefallen. Vor dem Duell hatte er folgenden Brief an seinen Vater geschrieben:

Mein lieber Vater!

Ich verabschiede mich von Dir, um mich mit Herrn Fernand de Ginestrous zu duellieren. Ich gehe, weil ich tödlich beleidigt worden bin, und weil ich den Namen, den Du uns gegeben, nicht befudeln lassen will. Mein letzter Gedanke wird bei Dir, bei meinen Brüdern und bei meiner armen Schwester sein. Wenn ich meine gute

* Aus: „An der Wellenwende“, Gedichte von W. E. Rosenberg. (Cleveland Ohio. Verlag der Windsor Ave. Publishing Co.) Die sozialistische, freibürgerliche Tendenz dieser Gedichte dürfte dem Vorklein besonders in proletarischen Leserkreisen Freunde werben.

Mutter in einer anderen Welt wiedersehen sollte, werden wir oft von Euch sprechen, und wenn wir Euch mit unseren Segenswünschen nützlich sein können, werden wir sie Euch heiß und innig senden. Auf alle Fälle werden meine letzten Gedanken bei Dir, bei meinen guten Brüdern und bei Josefine sein. — Ich bitte Euch um Verzeihung, wenn ich Euch vielleicht Kummer bereitet habe, namentlich des Schmerzes wegen, den ich Euch antun muß.

Meine innigsten Liebesgrüße Euch allen.

Kristide Olivier.

den 21. Juni 1851, 11½ Uhr.

Dies Unglück war der Anfang einer Reihe von schweren Schicksalschlägen, die über den alten Olivier hereubranden. Beim Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 wurde er verhaftet. Man schleppte ihn von einem schrecklichen Gefängnis zum anderen, wobei es ihm bei einem Transport passierte, daß einer seiner Stiefel im Kot stecken blieb. Sein Sohn Emile, der neben dem Zug herlief, wollte dem Vater den Stiefel überreichen, wurde aber von den Wächtern daran gehindert. Einmal fand er sich mit vielen anderen in der Halle eingesperrt, wo die Girondisten die letzte Nacht vor ihrer Hinrichtung zubrachten. Mehrere seiner Mitgefangenen wurden wahnsinnig, und Demosthene Olivier verbrachte qualvolle Stunden. Der Prinz Plon-Plon, der ihm wohlwollte, bewirkte, daß man ihn „vergaß“, und es gelang ihm endlich, zu entfliehen. Aus Brüssel und Nizza ausgewiesen, begab er sich nach Florenz und nach der Amnestie nach Saint Tropez, wo er das Gut seines Sohnes Emile verwaltete. Er war bei der Bevölkerung so beliebt, daß man ihn „la crème des hommes“ nannte. Seine Schwiegertochter Blandine, im Außeren ihrer lieb-reizenden Mutter gleichend, hatte ihres Vaters Talent für Musik geerbt. Als sie, nachdem sie einem Knaben das Leben geschenkt hatte, von der galoppierenden Schwindsucht ergriffen wurde, vertraute sie die Sorge für ihren kleinen Daniel meiner alten Freundin an. In treuere Hände konnte sie ihr Kind nicht geben, und als sein Vater bald wieder heiratete, ließ er ihn in der Obhut des Großvaters und meiner alten Freundin. Sie nahm nun eine schwere verantwortungsvolle Stelle ein, erlebte aber auch manches Interessante, z. B. die Zeit, in der Emile Olivier sich entschloß, aus einem Oppositionsmann ein Minister des Kaisers zu werden. Der alte Olivier war dagegen, aber viele Pariser Herren, unter ihnen der bekannte Cassagnac, kamen nach St. Tropez, um den Sohn zu gewinnen. Er nahm schließlich die Stellung an, da er glaubte, als Minister seinem Volk nützlicher sein zu können, denn als Oppositionsmann. Damit täuschte er aber sich und andere.

Liszt und die Gräfin d'Agoult besuchten ihren Enkel häufig, Liszt groß, frei, lebenswürdig und schwärmerisch in seinem Wesen. Die Gräfin d'Agoult, die aus der Ehe eines französischen Offiziers und einer Frankfurter Patrizier-tochter stammte und eine große Vorliebe für Deutschland an den Tag legte, war eine große schöne Erscheinung mit schneeweißem Haar. Ihre Tochter Cosima, die ihre Eltern begleitete und deren Bild aus der Mitte der sechziger Jahre wir hier reproduzieren, erschien kälter und weniger lebenswürdig als ihre Mutter. Sie war damals noch mit Hans v. Bülow verheiratet, durch den wiederum die Verbindung mit dem Radikalismus hergestellt wurde. Hans v. Bülow war mit Lassalle befreundet und hat zur Gründung des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins das von Herwegh gedichtete Bundeslied „Wet und arbeit ruft die Welt“ komponiert.

Ein weiterer häufiger Gast im Hause Olivier war der bekannte französische Sozialist

* Der beste der Menschen.

Pierre Leroux, der 1871 während der Herrschaft der Monarchie zu Paris starb und von dieser ein feierliches Begräbnis erhielt.

Es läßt sich denken, daß ein Kreis solcher bedeutender Menschen mit den verschiedensten Weltanschauungen einen unvergänglichen Eindruck auf alle machen mußte, die mit ihm in Verbindung kamen. Leider sollte die schöne Zeit für meine alte Freundin ein jähes Ende finden. Der Krieg von 1870 kam. Auf Napoleons Sturz folgte die dritte Republik, und wie von einem Donnereschlag wurde die Deutsche im Hause Ollivier von dem brutalen Dekret Gambettas getroffen, welches über alle in Frankreich lebenden Deutschen die sofortige Ausweisung verhängte.

Weder der alte Ollivier noch der ihr wohlgesinnte Präfekt konnte sie schützen, und es ist bezeichnend, daß ein reaktionärer Pöbel dem

alten Ollivier das Haus in Brand stecken wollte, weil er eine Deutsche zu schützen versucht hatte. Sie hatte nur die Wahl, binnen 24 Stunden über die Grenze zu sein oder von einem Gendarmen dorthin transportiert zu werden. Natürlich zog sie das erstere vor. Inzwischen war ihre Mutter gestorben, ihr Bruder hatte schwer zu kämpfen, und die Heimatlose vertrat viele Jahre gewissenhaft die Mutterstelle bei fremden Kindern oder war als treue Pflegerin tätig. Ihre Kräfte verbrauchte sie im aufopfernden Dienst fremder Menschen.

Meine alte Freundin war inzwischen zu Jahren gekommen. Die traurige Frage „Wohin nun?“ trat wieder an sie heran. Da endlich sollte die Heimatlose eine Heimat finden in ihrem geliebten Schwabenlande. Ihr Bruder war zurückgekehrt und seine Freunde und Verehrer, denen seine Muse in schwerer Zeit manchen Licht-

strahl gegeben hatte, sorgten dafür, daß ihm ein heiterer Lebensabend bereitet wurde. Er rief seine Schwester zu sich und sie bereitete ihm eine behagliche Häuslichkeit und pflegte ihn, bis ihn der Tod abrief. Nun ist sie wieder allein, aber die Geister der Erinnerung umschweben sie. Keiner, der ihr freundliches Stübchen betritt, in dem so viel Blumen blühen, in dem fast jedes Stück eine Geschichte hat und wo jeder von meiner alten Freundin mit der echt schwäbischen wohlthuenden Gastfreundschaft aufgenommen wird, kann sich dem Zauber ihrer Persönlichkeit entziehen.

Und wenn sie von ihren Erlebnissen und Erinnerungen erzählt, wenn sie sich mit jugendlichem Feuer über eine Ungerechtigkeit entrüstet oder sich über einen Sieg des Volkes freut, dann empfindet man, daß man es mit einem selten guten Menschen zu tun hat.

Der Ertrunkene.

Novelle. Von Guy de Maupassant. Autorisierte Uebertragung von H. Hesse.

(Schluß.)

Fünfzehn Stunden lang tobte der Sturm. Elf Matrosen kamen nicht wieder, und zu diesen gehörte auch Patin. Nicht weit entfernt fand man die Trümmer seiner Bark, der „Amelia“, und ganz in der Nähe wurden auch die Leichen seiner Leute aus Land gespült, doch nie fand man seinen Leichnam. Da der Kumpf des Fahrzeuges in zwei Teile geborsten zu sein schien, wartete seine Frau in furchtbarer Angst auf seine Rückkehr, denn wenn ein Zusammenstoß stattgefunden, konnte es sein, daß das andere Schiff ihn allein aufgefischt und in ein fernes Land mitgenommen hatte.

Dann gewöhnte sie sich allmählich an den Gedanken, Witwe zu sein, doch sie fuhr oft erschreckt zusammen, so oft eine Nachbarin, ein Bettler oder ein Hausierer unvermutet bei ihr eintrat.

Vier Jahre nach dem Verschwinden ihres Mannes ging sie eines Nachmittags durch die Judenstraße und blieb vor dem Hause eines alten Kapitäns stehen, der kürzlich gestorben war und dessen Möbel nun öffentlich versteigert wurden.

Gerade in diesem Augenblick wurde ein Papagei, ein grüner Papagei mit blauem Kopf ausbezogen, der jeden Menschen mißtrauisch und unruhig ansah.

„Drei Franks!“ rief der Ausbieter. „Ein Vogel, der spricht wie ein Advokat, drei Franks!“

Eine Freundin stieß die Patin an: „Ihr seid reich, Ihr müßtet ihn Euch kaufen. Er würde Euch ja so schön Gesellschaft leisten. Er ist unter Vögeln seine dreißig Franks wert. Für zwanzig bis fünfundsanzig Franks könnt Ihr ihn jeden Tag wieder los werden!“

„Vier Franks, Leute, vier Franks!“ wiederholte der Mann. „Er liest die Messe und predigt wie der Herr Pfarrer. Er ist ein Phänomen . . . ein wahres Wundertier!“

Die Patin bot noch fünfzig Centimes mehr, und man reichte ihr den kleinen Käfig, in dem sie das Tier mit trummem Schnabel nach Hause trug.

Als sie nun das Türchen aus Eisendraht öffnete, um dem Tier zu trinken anzubieten, erhielt sie einen Schnabelhieb auf den Finger, daß das Blut herausspritzte.

„Ach, wie böse der ist!“ murmelte sie.

Trotz seiner Bosheit aber bot sie ihm Safran und Mais an. Jetzt plärrte der Vogel seine Federn, wobei er sein neues Heim und seine neue Herrin mit bösen, hinterlistigen Blicken betrachtete.

Als am nächsten Morgen kaum der Tag graute, hörte die Patin deutlich eine mächtige,

tiefe und rollende Stimme, die rief: „Willst Du wohl aufstehen, Du Nas!“

Es war Patins Stimme, die Stimme ihres Mannes!

Sie war so furchtbar erschrocken, daß sie den Kopf unter der Bettdecke versteckte, denn früher verging kein Morgen, daß sie kaum die Augen aufgeschlagen und ihr böser Mann ihr diese harten und rohen Worte nicht ins Ohr gebrüllt hätte.

Sie zitterte und lag zusammengerollt da wie eine Kugel — als krümmte sie den Rücken schon vor den Schlägen, die sie erhalten sollte. Und das Gesicht ins Bettuch eingewühlt, murmelte sie: „Er ist wieder da! Er ist zurückgekehrt! Mein Gott!“

Die Minuten verstrichen. Auch nicht das leiseste Geräusch störte die Stille des Zimmers. Da steckte sie bebend den Kopf unter der Decke hervor, denn sie war sicher, ihn vor dem Bett zu sehen — bereit, sie zu verprügeln.

Aber sie sah nichts als einen Sonnenstrahl, der durch das Fenster fiel, und sie dachte: „Er hat sich sicherlich versteckt!“

Ein wenig beruhigt, wartete sie nun.

„Ich muß doch wohl geträumt haben, denn er läßt sich gar nicht sehen.“

Aber sie hatte die Augen gerade wieder geschlossen, als die wütende Donnerstimme ganz in ihrer Nähe von neuem losbrach: „Himmel-donnerwetter, willst Du wohl aufstehen, Du Luder!“

Unwillkürlich sprang sie aus dem Bett. Der Gehorsam trieb sie, der passive Gehorsam eines mißhandelten Weibes, das nach vier Jahren noch nichts vergessen, das nie vergessen und dieser Stimme immer gehorchen wird!

„Ich bin ja da, Patin. Was willst Du?“

Doch Patin antwortete nicht.

Wie irr blickte sie nun um sich. Dann suchte sie überall, in den Schränken, im Ofen, unter dem Bett, doch ohne jemand zu finden, und außer sich vor Angst ließ sie sich endlich auf einen Stuhl fallen — sie war überzeugt, Patins Seele sei zurückgekommen und umschwebte sie, um sie zu quälen. Plötzlich fiel ihr ein, daß man von draußen auf einer Leiter auf den Dachboden steigen könne. Sicher hatte er sich da verkrochen, um sie zu überraschen. Wahrscheinlich hatten die Wunden ihn an irgendeiner Kiste festgehalten, so daß er nicht früher entfliehen konnte, und nun war er heimgekehrt, böser denn je. Na, so war es. Schon der Klang seiner Stimme bannte jeden Zweifel.

Und den Kopf zur Decke gewendet, fragte sie: „Willst Du da oben, Patin?“

Patin antwortete nicht.

Da ging sie hinaus, und in entsetzlicher Angst, die ihr das Herz zusammenkrampfte, stieg sie die Leiter hinauf und öffnete die Luke. Sie suchte, doch sie sah und fand nichts.

Nun sank sie auf ein Bünd Stroh hin und begann zu weinen. Während sie so in lähmender, übernatürlicher Furcht schluchzte, hörte sie in ihrer Kammer unter ihren Füßen, wie Patin erzählte. Er schien ruhiger und wenig zorniger zu sein.

„So ein schmutziges Wetter!“ sagte er. „Dieser dumme Wind! So ein schmutziges Wetter! Verflucht, ich habe ja noch nicht gefrühstückt!“

Da rief sie durch die Ritze der Zimmerdecke: „Ich bin hier, Patin. Ich mache Dir Suppe fertig. Werde nur nicht böse, ich komme schon.“

Und eilig stieg sie hinab. Allein es war niemand da. Sie fühlte ihre Kräfte schwinden, als habe der Tod sie berührt, und sie wollte sich zu den Nachbarn flüchten und Hilfe holen, als die Stimme dicht an ihrem Ohr schrie: „Verflucht, ich habe ja noch gar nicht gefrühstückt!“

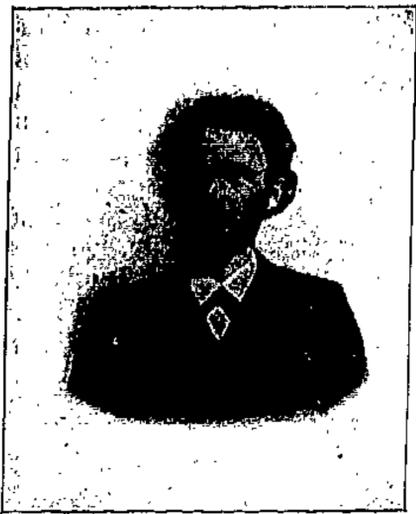
Und der Papagei in seinem Käfig sah sie mit runden, heintückischen Augen an.

Auch sie wendete den Blick verstört zu ihm und murmelte: „Ach, Du bist es!“

Er schüttelte den Kopf und schimpfte weiter: „Warte nur, warte, ich will Dich lehren, zu faulenzeln!“

Was mochte wohl in diesem Augenblick in ihr vorgehen? Sie fühlte und erkannte, daß er es war, der Tote, der zurückkehrte, der sich in den Federn dieses Tieres versteckt hatte, um sie von neuem zu peinigen . . . daß er wie früher den ganzen Tag fluchen und wettern, daß er sie beschimpfen und schmähen würde, um die Nachbarn herbeizurufen und sie zum Lachen zu bringen. Da stürzte sie zu ihm, öffnete den Käfig und ergriff den Vogel, der sich jedoch verteidigte und ihr die Haut zerhackte und zerkratzte. Doch sie hielt ihn mit allen Kräften fest, warf sich auf die Erde, presste ihn auf den Boden wie eine Besessene und zermalnte ihn — er war schließlich nur noch ein Fleischklumpen, ein kleines, grünes Etwas, das nicht mehr sprach und sich nicht mehr regte. Nachdem sie ihn nun mit einem Leinenlappen unwickelt wie mit einem Leichentuch, ging sie barsch und im Hemd zum Quai, an dem das Meer in kurzen Wellen leckte, und indem sie das Stück Zeug schüttelte, ließ sie das tote Tier ins Wasser fallen — es sah aus wie eine Handvoll Gras. Dann ging sie wieder nach Hause, kniete vor dem leeren Käfig nieder, und von ihrer Tat ganz erschüttert, bat sie schluchzend um Vergebung, als habe sie eben ein furchtbares Verbrechen begangen. . . .

Vom herrlichen Kriegsbeer vor Jena. In der vielgerühmten Armee des alten Fritz ging es so zu, daß man von den Soldaten sagen konnte, sie kriegten mehr Siebe als zu essen. In diesem Sinne sprach sich sogar



Wilhelm Schäffler.

Vor wenigen Tagen starb nach langem, schweren Leiden Wilhelm Schäffler, der sozialdemokratische Abgeordnete für den württembergischen Landtagswahlbezirk Seibronn. Von Beruf Holzarbeiter, machte sich der Verstorbene in der gleichen rührigen Weise für die gewerkschaftliche Bewegung verdient, wie für die Partei. Ein nimmermüder Streiter für die Ideale des in der modernen Arbeiterbewegung organisierten Proletariats stand er seinen Mann. Schäffler, der auch dem Seibronner Gemeinderat angehörte, ist nur 54 Jahre alt geworden.

der König, mit dessen Humanität es sonst nicht weit her war, selber einmal aus: „Was führen diese armen Soldaten für ein Leben; auf dem Exerzierplatz bekommen sie mehr Schläge, als Wissen Brot.“ In Illustrationen zu diesem vielfach gebrauchten Wort ist kein Mangel. Man lese z. B., was der Schweizer Ulrich Bräker über seine Erlebnisse als gepreßter preussischer Soldat berichtet. Als er zuerst die grausame Militärstrafe des



Julie Webel

ist kürzlich in Zürich einem schweren Leiden erlegen. Was die Verstorbene ihrem Manne, und dadurch indirekt der Partei, gewesen, darüber hat August Webel sich selbst in seinen Memoiren geäußert. Die Bestattung erfolgte in aller Stille, gestaltete sich aber dennoch zu einer imposanten Feier, die von ehrlicher Liebe und aufrichtiger Verehrung aller Teilnehmer getragen wurde.

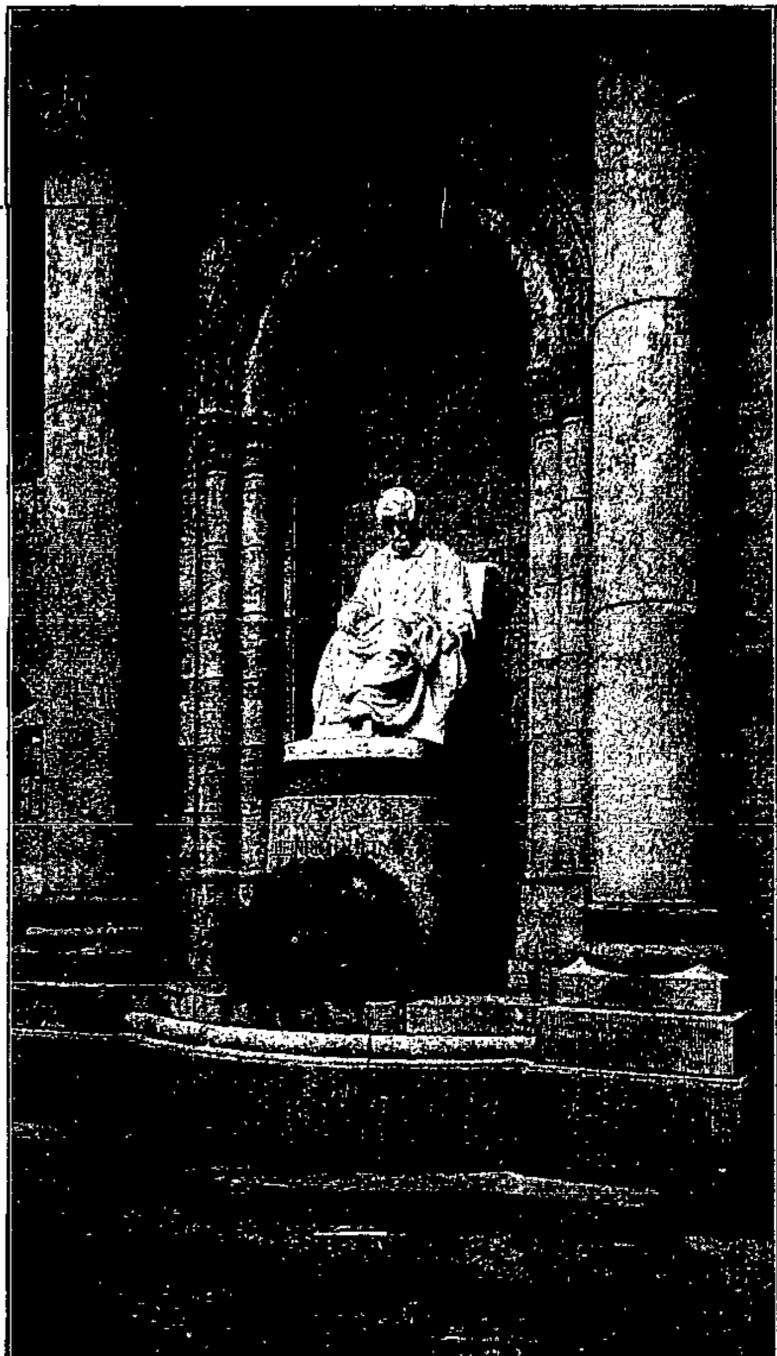
Das Geld war nun ziemlich aufgezehrt und mit dem Gulden, den Seume dem armen Teufel schenkte, konnte er auch nicht viel weiter kommen, so daß Seume meinte, ihm selber wären in ähnlicher Lage zwei Kugeln lieber gewesen, als jenes königliche Gnadengeschenk. Er hätte aber eben so ungern in der Haut des Königs, des Herrn von Kleist oder gar des Herrn von Schenk gesteckt, wie in der des unglücklichen Opfers preussischer Militärroheit und Junkerwirtschaft, das, wie Seume sich ausdrückt, „unter seinem zerstoßenen Brustknochen schwer atmete“.



Wilhelm Raabe.

Mitte November kam aus Braunschweig die Kunde vom Tode Wilhelm Raabes, eines der besten deutschen Erzähler der Gegenwart. Raabe war der Dichter des Beschaulichen, nach der Art Jean Pauls. Den großen Forderungen und Bestrebungen der Zeit stand seine Kunst fern. Immerhin wird manche seiner Schöpfungen von dauerndem Wert sein. Der Verstorbene war in Eschershausen am 8. September 1831 geboren.

Lippen: „Die verdammten Barbaren!“ Was sonst auf dem Exerzierplatz vorging, gab ihm und seinen Schweizer Leidensgefährten zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß. „Auch da war des Fluchens und Karbatschens von prügelstüchtigen Zänkereis und hinwieder des Lamentierens der Geprügelten kein Ende.“ So sah es zu Beginn des siebenjährigen Krieges in der preussischen Armee aus, und es wurde damit bis Jena nicht im geringsten anders. Zwar kam nach Friedrich II. Tod ein Erlass heraus, der die Prügelstrafe der Vorgesetzten etwas einzuschränken versuchte, dabei selber in seiner Unzulänglichkeit für den herrschenden Geist bezeichnend ist; danach sollte nämlich der Kompaniechef ohne standrechtliches Urteil bloß noch dreißig Schläge geben dürfen. Es blieb aber alles beim alten; Scharnhorst bezeugt, daß nach wie vor jeder Fähnrich und Unteroffizier wegen der geringsten Fehler beim Exerzieren oder Ruhen den ältesten Soldaten halbtot prügelte. Scharnhorst hat auch nach Jena den Ausdruck getan: „Kein Soldat ist so jämmerlich gepeitscht worden, wie der preussische, und keine Armee hat weniger geleistet.“ Ein interessantes Beispiel, wie der preussische Soldat von Jena allen tyrannischen Gelüsten und Grausamkeiten roher Vorgesetzter völlig schutzlos preisgegeben war, erzählt Johann Gottfried Seume einmal. Er befand sich im Frühjahr 1805 auf seiner bekannten Reise nach Petersburg, Finnland und Schweden in der Nachbarschaft der damals preussischen Stadt Warschau. Zwischen Wiszkow und Strod trat beim Anhalten ein Soldat an den Wagen und bat um Unterstützung, indem er Papiere überreichte, die aus seinem Abschied bestanden und aus einem Brief vom Generaladjutanten Friedrich Wilhelm III., einem Herrn von Kleist. Der Mann hieß Joseph Haacke und hatte beim Regiment Ostwien in Steffin gestanden. Seine Leidensgeschichte kam darauf hinaus, daß ihn sein Hauptmann, ein Herr von Schenk, beim Exerzieren mit dem Sponton, d. h. einer Art von Spieß, wie ihn die Subalternoffiziere damals führten, vor die Brust gestoßen hatte, daß der Knochen zerbrochen war. Das Brustbein zeigte er Seume, und es sah sehr traurig aus. Er hatte dann lange im Lazarett gelegen und war schließlich als dienstuntauglich ohne Umstände entlassen worden. Sein Ersuchen an den König, ihm eine Pension oder eine Invalidenstelle zu geben, war nach einiger Zeit dadurch erledigt worden, daß Friedrich Wilhelm III. ihm zur Heimreise nach seinem Herkunftsort bei Dubno im Russischen, mehr als 1200 Kilometer von Berlin, das königliche Gnadengeschenk von ganzen zwei Friedrichsdors schickte. Das alles fand durch den Brief des Herrn von Kleist seine Bestätigung.



Heinrich Heines erstes Denkmal in Deutschland.

Das seit seiner Ausweisung aus Korfu obdachlos gewordene Heine-Denkmal hat vor einiger Zeit endlich wieder in Hamburg Stätte und Selb gefunden; die Eingliederung des Monuments in eine stilvolle Architektur wirkt vornehm und stimmungsvoll.

„Graffonbrücke“ fertiggestellt worden, die in 44,8 m Höhe die Graffonstraße über die Cemeteryschlucht führt. Die Spannweite beträgt 97,5 m; sie ist die größte Spannweite aller Steinbrücken der Erde. Die Herstellungskosten betragen nur 700 000 M. Eisenbeton wurde gewählt, weil dadurch die Unterhaltungskosten auf ein Minimum herabgedrückt werden konnten. Die weitestgespannte wirklich gemauerte Brücke ist die eingeleitete Brücke der Wochener Bahn über den Jfong, deren Mittelbogen 85 m Spannweite hat. Bei nahe erreicht wird diese Spannweite durch die vor kurzem fertiggestellte gemauerte Brücke, die bei Montanges in 62 m Höhe die Bahn Vellegarde-Chézery über den Valserinefluß, einen Nebenfluß der Rhone, führt (nicht weit von Genf). Der Bogen spannt 80 m. ko.

„Tiergarten fürs Haus“ nennt sich eine neue, höchst verdienstvolle Publikation der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart, die die Achtung und Liebe zur Natur bei Kindern und Erwachsenen heben und wecken will. Bild und Text sind in diesem Buche gleichwertig einander gegenübergestellt; auch rein räumlich genommen; Illustration und Bilderläuterung nehmen je den Raum einer Vollseite ein. Ebenso wie die Tierbilder Naturaufnahmen sind, gibt der Text sich in knapper, doch erschöpfender Form als Erläuterung über die Heimat, die Lebensgewohnheiten und zoologischen Eigentümlichkeiten des abgebildeten Tieres. Dabei ist im Auge behalten, daß das Tier ein Typus seiner Art ist, so daß aus der Beschreibung des Individuums auch Schlüsse auf Art und Familie gezogen werden können. Säugetiere, Vögel, Kriechtiere und Lurche werden in dieser Weise behandelt. In Bild und Wort waltet liberal, nämlich das eine Bestreben vor: dem Verständnis für die Planmäßigkeit und Schönheit in der Natur möglichst weite Kreise zu erobern. Der Herausgeber dieses besonders für jugendliche Leser empfehlenswerten Werkes, Dr. Konrad Günther, sagt in diesem Sinne u. a. im Vorwort: „Dieses Buch will das Tier in Bild und Beschreibung möglichst naturgetreu vorführen, das Verständnis für seine Eigenart eröffnen und seine Schönheit in das rechte Licht stellen.“ Die Durchführung dieses Programms ist dem Herausgeber prächtig gelungen. Die hundert in Bild und Text gegliederten Tafeln des „Tiergarten fürs Haus“ verdienen es, den Bücherbestand aller Naturfreunde einverleibt zu werden. Auch auf die vornehme Aufmachung des Werkes muß hingewiesen werden. Die feine Drucktechnik der Bilder, die mit großer Sorgfalt gehandhabt wurde, ist hervorzuheben. Die Volksausgabe kostet 6 M.; in Anbetracht des Gebotenen ist sie nicht zu hoch gegriffen.